

## 800 Meter Berg über dem Kopf – Arbeiten ohne Tageslicht

### Yvonne Eisenring, 20 Minuten

„Wir sind seit 003 Tagen ohne Unfall“, prangt auf dem Schild am Eingang des Zugangsstollens in Amsteg. Ich müsste lügen, würde ich behaupten, diese Mitteilung hätte mich beim Betreten des Tunnels beruhigt. Acht Minuten dauert die Fahrt in den Schott 7. 1800 Meter führt der Zugangsstollen in den Berg hinein. 20 Meter in die Tiefe. Ein mulmiges Gefühl, zu wissen, dass 800 Meter Bergmasse über meinem Kopf „schweben“. Der Gedanke, dass das Tageslicht mindestens 25 Gehminuten von mir entfernt ist, ist ebenso beunruhigend wie ernüchternd.

„Früher rechnete man beim Tunnelbau einen Toten pro Kilometer“, erzählt der Tunnelführer Kurt Leu. Bei 57 km Länge, der den Gotthardbasistunnel erreichen wird, sind das exakt 57 Tote. „Hier im Schott 7 ist die Gefahr besonders gross. Man kann da praktisch nicht raus“, sagt Leu. Mein Magen zieht sich zusammen. Es ist düster im Schott 7. Die Wände sind fleckig und an einigen Stellen rinnt Bergwasser herunter. Das Klima ist erdrückend. Kein Wunder bei einer Luftfeuchtigkeit von über 70 Prozent. Der Schott 7 scheint wie ausgestorben. An den vielen meterdicken und kilometerlangen Leitungen, die durch die Röhren gelegt sind, und an den grossen Wasserkanister hängen dutzende Plakate mit dem Slogan „Stop Risk“. „Sicherheit ist beim Tunnelbau das Wichtigste“, erklärt Leu, „viele Schweizerfranken wurden in Sicherheitsmassnahmen investiert.“ Das sind Investitionen die sein müssen, ist Leu überzeugt, ob sie schlussendlich gebraucht werden oder nicht, sei unwichtig.

Wir verlassen Schott 7 und gehen durch einen schmalen Schacht. „Das ist die einzige Unterführung ohne Grafittis an den Wänden“, sagt Leu lachend. Ob mit oder ohne Grafittis, um keinen Preis würde ich in diesem Tunnel arbeiten wollen - ganz im Gegensatz zu Leu. „Zu sehen wie alles wächst, wie der Tunnel grösser und grösser wird, ist fantastisch“, schwärmt er. Seine Arbeit bei der AlpTransit Gotthard AG gefalle ihm sehr. „Ich bin an einem wahnsinnigen Projekt beteiligt“, sagt er stolz. Das ganze System sei sehr ausgeklügelt. Zudem liebe er den Kontakt zu den Menschen. Seit sechs Jahren führt er die Besucher durch den Zugangsstollen von Amsteg in den Berg hinein, in die Dunkelheit. „Das Interesse an der NEAT ist riesig. Leute aus aller Welt kommen nur damit ich sie in den Tunnel führe“, sagt er selbstzufrieden. Jeden Tag will er aber nicht in den Stollen: „Gott bewahre, nein!“ Mit seinen 67 Jahren könnte Leu eigentlich zu Hause sitze und Däumchen drehen. „Solange ich noch so fit bin und mir die Arbeit soviel Spass macht, bleibe ich Tunnelführer“, sagt Leu und öffnet die Türe zum Schott 2.

Angekommen im Schott 2 treffe ich auf Dragan Moksimovic. Er ist der erste Tunnelbauer, der mir in der kleinsten Baustelle des Gotthardtunnels, in der nach Angaben von Leu dennoch über 300 Personen arbeiten würden, begegnet. Wenn man ihm zuhört, ist von der Euphorie mit der Leu über seine Arbeit spricht, nichts

Schauplatz von Yvonne Eisenring  
20 Minuten

mehr zu hören. Fast unrealistisch, scheint die Vorstellung, die Arbeit im NEAT Tunnel könne Freude bereiten. „Spas? Hättest du Spas hier zu arbeiten? Das kann nicht dein Ernst sein“, antwortet Moksimovic auf meine Frage nach der Motivation für seine Arbeit und lacht laut auf. Seit 6 Jahren verschwindet der Bosnier fünfmal pro Woche in der Dunkelheit des Tunnels. Um 7 Uhr morgens verschwindet er im Berg und taucht um 17 Uhr wieder auf. „Wenn ich arbeiten gehe, ist es noch dunkel, und wenn ich nach Hause komme, ebenfalls“, sagt er und man merkt, wie ihm der fehlende Sonnenschein zu schaffen macht. Aber er werde so lange im Stollen arbeiten, wie der Chef sage, dass er dürfe. Schliesslich habe er vier Kinder zu Hause, die es zu ernähren heisst. Wenn er wünschen könnte, würde er im Lotto gewinnen und dann nur noch Däumchen drehen und das Leben geniessen. Aber bis zur Pensionierung wird es für den 42-Jährigen noch ein Weilchen dauern. Bei der Frage, ob er stolz sei, am grössten Schweizer Umweltprojekt beteiligt zu sein, lacht er erneut laut auf. „Bist du denn stolz über das angeblich grösste Schweizer Umweltprojekt berichten zu dürfen?“, stellt er die Gegenfrage - berechtigt, wie ich finde.

Als er über seine Arbeit als „Allrounder“ erzählt, er helfe überall mit, fällt mir der fürchterliche Gestank seines Arbeitsortes auf. Ein bissiger Geruch, eine Mischung aus altem Wasser, aus Öl und abgeschliffenem Stein durchflutet den Raum. Moksimovic merkt nichts davon. „Natürlich stinkt es hier, aber für meine Nase ist dieser Gestank normal“, findet er. Schmunzelnd erzählt er: „Meine Frau, sage ich Ihnen, die stinkt noch viel stärker.“ Sie arbeite in einer Fabrik in Erstfeld. „Aber auch ihre Nase hat sich daran gewöhnt“, glaubt er. Das Schlimmste im Stollen sei der Dreck und der Staub überall. Und die Angst, die sitze ihm jedes Mal im Nacken, wenn er den Tunnel betrete. „Dort wo wir zu Mittag essen, hängt ein Foto von einem jungen Mann“, sagt Moksimovic mit gesenkter Stimme, „es ist das Bild von einem Bauarbeiter, der in unserem Tunnel getötet wurde.“ Er habe ihn zwar nicht persönlich gekannt, aber trotzdem: „Das war für alle, die hier täglich arbeiten, ein harter Schlag“, sagt er leise. Er sei froh, wenn der Tunnelbau abgeschlossen ist. „Es ist nicht der schönste Arbeitsort“, findet er und ich muss ihm voll und ganz zustimmen.

Als ich Leu auf den Verunglückten anspreche, weicht er mir mehrmals aus. Nach langem Zögern erklärt er: „Das war ein Östreicher. Ein Kabel hat ihn erdrückt.“ Mehr wolle und könne er aber auch nicht erzählen. Schliesslich gäbe es viel Interessanteres über die NEAT zu berichten. Doch die Zeit ist um. Der „Mini-Zug“ tuckert langsam heran. Sei es der grösste Tunnel Europas, ich bin froh, als mir acht Minuten später die Sonne entgegen blinzelt.